



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Bücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Englands Hauptbestrebung aber ist auf Sicherung Ägyptens auch von der Landseite her gerichtet. Der erste Schritt dazu war die gelegentlich der türkischen Kriegserklärung vollzogene anscheinend endgültige Besetzung Cyperns, der zweite die 1915 durch Vertrag gesicherte Aufteilung Syriens, der dritte der in aller Stille glänzend vorbereitete und vortrefflich durchgeführte Feldzug in Palästina, der vierte die moralische Unterstützung und kaum versteckte Forderung der zionistischen Bestrebungen, der fünfte die Gründung des arabischen Hedjasreiches und die Begünstigung des Panarabismus, die England einen hervorragenden, von Frankreich als überaus bedrohlich empfundenen Einfluß auf den Islam sichert. Nachdem England dann auf der Friedenskonferenz den Hedjasplan hat fallen lassen müssen, besteht es doch mit Nachdruck auf dem Besitz der Häfen Palästinas, das seinerseits des besseren Ansehens halber internationalisiert werden soll (wobei der Besitz der Häfen natürlich das Überwiegen des englischen Einflusses sicherstellt) und Schaffung einer Mittelzone zwischen dem französischen Libanonprotektorat und dem englischen in Mesopotamien. Alexandrette soll Freihafen werden. Frankreich dagegen, auf jahrhundertelange Tradition und zahlreiche Schul- und Missionswerke gestützt, wünscht Zusammenschluß und Vervollständigung der syrischen Nation und beansprucht für sich Beyruth und das Gebiet nördlich davon, wodurch auch ganz Cilicien unter seinen Einfluß kommen würde. Je mehr Frankreich hier erreichen wird, desto stärkere Reibungsflächen werden gegen England geschaffen werden, was wiederum zugunsten einer französisch-italienischen Annäherung sprechen würde.

Soviel wird aus dieser zusammengedrängten Übersicht schon heute klar: endgültig gelöst werden können diese Probleme schon wegen der Unübersehbarkeit der wirtschaftlichen Entwicklung der wetteifernden Staaten auf der Friedenskonferenz nicht, namentlich da auch das vielberufene Nationalitätenprinzip in der Bevante selten eine eindeutige Lösung zuläßt. Alle vorläufigen Entscheidungen aber werden den Keim zu neuen Verwicklungen legen, und wenn auch die französische Zensur jede Äußerung des Mißmuts gegen den mit Riesenschritten voraneilenden Orientkonkurrenten unterdrückt, auf die Dauer wird sich Frankreich doch vor die Wahl gestellt sehen, entweder sein jahrhundertaltes Orientprestige gänzlich verloren zu geben, oder sich nach neuen Bündnissen umzusehen. Schon die lebhafteste Beanspruchung eines Teiles der deutschen Kriegsflotte für Frankreich und — Italien spricht beredt genug.

Menenius



Neue Bücher

Ein Buch zu rechter Zeit ist die im Herbst 1918 bei Fischer (Jena) erschienene 3. Auflage der gekrönten Preisschrift „**Vererbung und Auslese**“ von **W. H. Schallmayer**, die in ihrer erweiterten Form den Untertitel „Grundriß der Gesellschaftsbiologie und der Lehre vom Rassedienst für Rassenhygieniker, Bevölkerungspolitiker, Anthropologen, Soziologen, Erzieher, Kriminalisten, höhere Verwaltungsbeamte und politisch interessierte Gebildete aller Stände“ trägt.

Ein Volk, das im Begriff ist, sich eine neue Staatsverfassung und Gesellschaftsordnung zu schaffen, hat die heilige Pflicht, sich über die unerschütterlichen Grundlagen von Staat und Gesellschaft zu unterrichten. Das sind die naturgesetzlichen Entwicklungs- und Lebensbedingungen der Menschen; denn Träger von Staat und Gesellschaft ist der Mensch, eine Binsenwahrheit, die in ihrem gesam-

ten Folgen erst von wenigen Politikern erfasst worden zu sein scheint. In einem demokratischen Staate mit allgemeinem gleichem Wahlrecht ist aber eigentlich jeder Bürger mehr oder minder Politiker.

Ungeachtet des Umstandes, daß die 2. Auflage des Schallmayerschen Buches seinerzeit in dieser Wochenschrift (1911 Nr. 23 und 24) durch Prof. Becher-Münster i. W. in einem „Rassediens“ benannten Aufsatz eine eingehende und verständnisvolle Würdigung erfahren hat und die Grundgedanken des Wertes keine Veränderung erlitten haben, könnte es genügen, auf die neue Auflage aufmerksam zu machen. Die Wichtigkeit und Aktualität des Gegenstandes, sowie einige Abweichungen in der Auffassung grundlegender Fragen zwischen dem derzeitigen und heutigen Berichtstatter rechtfertigen es indessen, unter ausdrücklichem Hinweis auf die frühere Besprechung dem Buche einige Zeilen zu widmen. Die dort gegebene Entwicklung des Gedankenganges, sowie die Schilderung der sich aus den wissenschaftlichen Grundlagen ergebenden praktischen Forderungen kann hier nicht wiederholt werden.

Die Lehre vom „Rassediens“ geht aus von der, wie auch Becher hervorhebt, „heute von fast allen Naturforschern als wohl begründete Theorie anerkannten“ Darwinschen Entwicklungslehre, „die eine Abstammung kompliziert gebauter, hochstehender Lebewesen von einfacheren, zuletzt ganz einfachen Organismen annimmt“. Sie baut sich auf den Tatsachen der Vererbung und Auslese auf. Der Weg, der zur Erreichung des Zieles: Gesundheitshaltung und Verbesserung der Rasse (bezw. des Volkes als fortzeugende Lebenseinheit) in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung, einzuschlagen ist, hängt nun von der Stellungnahme gegenüber den betreffenden, in jenen Tatsachen enthaltenen biologischen Problemen ab. Wer mit Lamarck glaubt, daß Umweltseinflüsse, insbesondere Übung bezw. Nichtgebrauch eines Organes nicht nur das Erscheinungsbild, sondern gleichzeitig auch das Erbbild des Menschen gleichsinnig zu ändern vermögen, wird selbstredend die Verbesserung der Rasse durch Schaffung einer möglichst günstigen Umwelt und Übung wertvoller Anlagen — (auch unsere geistig-sittlichen Fähigkeiten sind organisch bedingt) — zu erreichen trachten. Wer dagegen mit Weismann die Möglichkeit der erblichen Übertragung nur von dem Personalteil im Laufe des Lebens erworbener Eigenschaften bestreitet, und die Erbmasse als eine von Geschlecht zu Geschlecht weiter gegebene, also im Gegensatz zum Erscheinungsbild gewissermaßen unsterbliche und willkürlich durch äußere Einwirkung nicht beeinflussbare Größe betrachtet, wird einen anderen Weg zur Verbesserung des „organischen Erbgutes“ des Volkes wählen müssen. Nur dadurch, daß er Sorge trägt, daß sich bei der Fortpflanzung hochwertige Erbinheiten von Seiten des Vaters und der Mutter vereinigen, wird es ihm möglich sein, eine sich im Erscheinungs- und Erbbilde des Erzeugten ausprägende Steigerung der Anlagen zu erzielen. Mit anderen Worten, ihm bleibt nichts übrig als die Auslese.

Schallmayer lehnt den Lamarckismus entschieden ab, meines Erachtens mit Recht; wie Becher meint, ohne genügende Begründung. Ich kann letzterem Urteil nicht zustimmen. Wenn Becher in den von Semon zusammengestellten Experimentalergebnissen vergeblich der Forscher einen Beweis für die allgemeine, aber ungenau, sogenannte „Vererbung erworbener Eigenschaften“ sieht, so ist zu entgegnen, daß es sich dabei nur um eine Scheinvererbung durch Nachwirkung von Umweltseinflüssen auf das nächste Geschlecht handelt. Das übernächste zeigt bei höher organisierten Lebewesen die betreffenden Veränderungen schon nicht mehr, hat sie also nicht ererbt. Bei dem zähen Festhalten einzelner Forscher am Lamarckismus ist meines Erachtens offenbar der Wunsch der Vater des Gedankens. Die Möglichkeit, durch Verbesserung der Lebensbedingungen, Verbesserung der Organismen erzielen zu können, hat etwas sehr Verlockendes. Der Weg ist bequem und man vermeidet, soweit rassenhygienische Bestrebungen in Betracht kommen, den Zwiespalt zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Interessen einerseits und Rasseninteressen andererseits. Wenn ich Minderwertige

in Vollwertige verwandeln kann durch Änderung der Lebensumstände, so brauche ich sie natürlich nicht von der Fortpflanzung auszuschließen. Auffallend ist mir, daß die Lamarckisten sich nicht sagen, daß, wenn Übung eines Organs die entsprechende Erbanlage verbessert, selbst bei nur ganz minimalen Fortschritten von Geschlecht zu Geschlecht, die Menschheit eine bereits viel höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht haben müßte, als sie heute tatsächlich einnimmt. Gewiß, wir haben in sittlicher Hinsicht große Fortschritte im Laufe der Jahrtausende gemacht, insonderheit hat die Nächstenliebe unter der Herrschaft des Christentums eine weit- und tiefgehende Entwicklung erfahren: die Kinder werden aber heute noch mit mehr oder minder ausgesprochener Ichsucht geboren und müssen immer wieder erst zum Altruismus erzogen werden. Überhaupt wird kaum ein Pädagoge die Behauptung wagen, daß die Erziehung der Jugend, wenn wir von den technischen Hilfsmitteln absehen, heute leichter ist, als sie vermutlich vor etlichen tausend Jahren war, was bei der starken Pflege, welche die sozialen Instinkte mit fortschreitender Kultur erfahren haben, doch der Fall sein müßte, wenn der Lamarckismus zu Recht bestände. Unsere Fortschritte sind bedingt durch Steigerung der Überlieferungswerte, nicht der Erbwerte.

Die den Lamarckismus bestreitende Weismannsche Lehre von der „Kontinuität des Keimplasmas“, d. h. der Erbmasse, und dessen Unbeeinflussbarkeit, durch die Umwelt hat nun durch die neuere Zell- und Erblichkeitsforschung eine starke Stütze erhalten. Semons Versuch, zwischen jener ersteren Lehre und dem Lamarckismus eine Brücke zu schlagen, war geistvoll, ist aber durchaus mißglückt. Die ausgezeichnete Darstellung der vom Augustinerpater Gregor Mendel in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gefundenen, aber unbeachtet gebliebenen und 1901 von Correns, Tschermak und de Vries neu entdeckten Vererbungsregeln — (oder man darf heute dreist sagen Gesetzen) — bildet eine wertvolle, dringlich gemordnete Bereicherung der 3. Auflage des Schallmayerschen Buches. Wir dürfen heute sagen, daß alle Vererbung zweiertriger Wesen ein „Mendeln“ ist, d. h. nach den genannten Gesetzen für Kreuzungen geschieht. Die Vererbung erfolgt mit zahlenmäßiger Gesetzmäßigkeit, so daß bei weniger zusammengesetzten Lebewesen, z. B. etlichen Pflanzen, der erfahrene Forscher vorherzusagen kann, in welchem Zahlenverhältnis die Kreuzungsprodukte Blätter und Blüten von dieser oder jener Gestalt bzw. dieser oder jener Farbe haben werden. Beim Menschen liegen die Verhältnisse natürlich viel verwickelter. Wegen der Fülle der Erbeinheiten, die eine in die Millionen gehende verschiedene Zusammensetzung gestatten und sich zum Teil gegenseitig bedingen, zumal strenge Inzucht ausgeschlossen ist, eine Voraussage unmöglich. Menschen nach Mendelschen Regeln züchten, das können wir nicht. Trotzdem ist deren Entdeckung für die praktische Rassenhygiene von großem Wert. Indem diese Regeln das alte Wort bestätigen „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, lehren sie die hohe Bedeutung der von Schallmayer schon 1891 geforderten erbbiographischen Personalbogen für die Eugenik. Diese Bogen, in welche für jede Person von ihrer Geburt an gewisse zur Beurteilung ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Erbanlagen dienliche Beobachtungen durch zuständige Personen eingetragen werden sollen, würden allmählich zu Familienstammbüchern anwachsen, „die nicht nur über pathologische, sondern auch über andere bemerkenswerte Erbanlagen der Vorfahren und ihrer Seitenverwandten Aufschluß gäben“. Damit würde dem heute noch in weitem Umfang zu Recht bestehenden Einwand, wir können keine Eheverbote erlassen, denn wir sind außerstande, die Erbanlagen eines Menschen zu erkennen, der Boden entzogen zu werden. Selbst sog. rezessive, d. h. von anderen überdeckte, und nur dann, wenn die Erbmasse beider Eltern sie beherbergt, im Kinde in die Erscheinung tretende Anlagen könnten auf Grund solcher Stammbücher aufgedeckt, und es könnte, sofern es sich um schwere verborgene Krankheitsanlagen von beiden Seiten handelt, die geplante Ehe vermieden werden.

Die Mendelforschung hat die Bedeutung der Auslese für die Rassenhygiene ins rechte Licht gestellt; eine Bedeutung, die auch von Becher trotz seiner Ver-

teidigung des Lamarckismus anerkannt wird, und die nach ihm auch von demjenigen zugegeben ist, der die Rolle, welche nach Darwin und Weismann die Selektion bei der Entstehung der Arten gespielt hat, für gering erachtet. Es sei dies ausdrücklich hervorgehoben angesichts neuerer, von namhafter Seite unternommener Versuche, den Wert des Auslesegedankens für die Entwicklungsgeschichte der Organismen herabzusetzen und im Gefolge davon den „ethischen, sozialen und politischen Darwinismus“ abzuwehren. „Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleicht der anderen und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.“ (Goethe.) Dieses Gesetz hat, soweit die Verschiedenheit zwischen Artgenossen, Eltern und Kindern und Geschwistern untereinander in Betracht kommt, der Mendelismus im Verein mit der neuen Zellforschung aufgedeckt. Was man früher als erbliche Varietät bezeichnete und über dessen Ursächlichkeit man sich keine Rechenschaft geben konnte, beruht darauf, daß bei der Reifung der Geschlechtszellen eines Individuums einige, aber nicht immer die gleichen Erbinheiten (Gene) ausgestoßen werden und daß die einzelnen Gene sich getrennt vererben und in der mannigfaltigsten Weise miteinander verbinden können. Änderungen des Erbbildes durch unmittelbare Einwirkung äußerer Faktoren auf die Erbmasse, sog. Mutationen, scheinen nur in sehr geringem Umfang vorzukommen. Ihre Entstehung bedarf noch der Aufklärung. Beim Menschen rechnet man dazu die Schädigung der Erbmasse durch sog. Keimgifte, Alkohol, Nikotin, Blei, Phosphor, Quecksilber, das Malaria-, Tuberkulose- und Syphilisgift und so weiter. In der 2. Auflage erkannte Schallmayer dem Alkohol noch eine schädigende Einwirkung auf die Erbmasse zu. Neuerdings steht er der Frage der Keimgifte zweifelnd gegenüber. Mit Recht betont er, daß Gifte, welche in die Geschlechtszellen eindringen, deshalb noch nicht die im Zellkern besonders geschützt liegende Erbsubstanz zu erreichen brauchen. Es kann sich bei der Minderwertigkeit der Alkoholikerkinder sehr wohl nur um eine Minderwertigkeit des Erscheinungsbildes, bedingt durch die meist sehr schlechten Aufzuchtbedingungen in Trinkerfamilien handeln. Es ist zuzugeben, daß die Statistiken und Experimente, welche die entartende Wirkung des Alkohols beweisen sollen, durchaus der Nachprüfung bedürfen. Der Kampf gegen den Alkohol wird dadurch aber nicht berührt. Ganz abgesehen davon, daß er notwendig ist aus individuellen und sozialen Gründen, gereicht er auch der Rasse zum Vorteil; denn der Alkoholismus übt mittelbar einen sehr ungünstigen Einfluß auf den Rasseprozeß aus.

Da, wie wir sahen, die Beeinflussung des Erbbildes durch Umweltwirkungen, welche das Erscheinungsbild treffen, abgelehnt werden muß, Mutationen aber nur eine sehr geringe Rolle spielen und insonderheit Mutationen im Sinne einer Verbesserung der Erbverfassung beim Menschen nicht beobachtet worden sind, so bleibt, wie schon angedeutet, zur Erreichung des Zieles der Rassenhygiene nichts anderes übrig als die Auslese, und zwar die Fortpflanzungsauslese. Die in der Natur herrschende Lebensauslese, die dadurch züchtend wirkt, daß der Schwache, ehe er zur Fortpflanzung gelangt, hinweggerafft wird, kann für die Rassenhygiene nicht in Betracht kommen. Denn diese will nicht, wie ihr das zuweilen unterstellt wird, zur Barbarei zurückkehren, sondern lediglich Ausgleiche schaffen für die im Wesen unserer Kultur liegende Gefahr der Entartung.

Während anfangs die meisten vorwiegend Rassenhygieniker durch Ausschaltung minderwertiger Erbmassen bei der Fortpflanzung die durchschnittliche Erbgüte der Bevölkerung zu heben trachteten, wird heute von denjenigen, die sich am eingehendsten mit dem Problem beschäftigt haben, so auch von Schallmayer als einem der ersten, der Nachdruck auf die größere Fruchtbarkeit der überdurchschnittlich Tüchtigen gelegt. Die Tüchtigen müssen sozusagen die Mindertüchtigen überwuchern. Während in China die geistig und sittlich höher stehenden Klassen eine größere Kinderzahl haben als die tieferstehenden, hat unsere europäische Kultur dahin geführt, daß sich das höhere geistig-sittliche Erbgut schwächer

vermehrt als das geringere. Das Ergebnis dieses Prozesses muß eine sich langsam vollziehende, heute freilich noch verdeckte Herabminderung der durchschnittlichen seelischen Tüchtigkeit des Volkes sein.

Aus diesem Grunde ist praktische Rassenhygiene kein Zukunftsideal, sondern eine dringende Tagesforderung. Die rasseschädigenden Nebenwirkungen der Kultur müssen durch mit letzterer vereinbare, auf unrdurchschnittliche Richtigkeit der überdurchschnittlich Tüchtigen hinzielende Maßnahmen ausgeglichen werden. Dann werden wir unser Volk im Gegensatz zu der Mehrzahl der alten Kulturvölker vor dem Tode bewahren können. Denn der Völkertod ist kein natürlicher Alterstod, kein Naturgesetz, wie von soziologischer Seite zuweilen behauptet wird, sondern nur eine vermeidbare geschichtliche Erscheinung; „die Mittel des modernen Staates zur Beeinflussung des Rasseprozesses sind mannigfaltig und mächtig und die kulturelle Begabung des deutschen Volkes ist besonders reich“.

Diesen Mitteln widmet Schallmayer in dem 2. Hauptteil seines Werkes „Ziel und Wege des Rassedienstes“ — (der erste behandelt „Die wissenschaftlichen Grundlagen des Rassedienstes“) — eine eingehende, gedankenreiche Darstellung. Rassenhygienische Eheverbote, Sterilisierung, Zwangsasylie, Beeinflussung der Fortpflanzungsauslese durch die Sexualordnung, durch das Erziehungs- und Schulwesen, durch eugenische Auszeichnungen, durch das Strafrecht, durch Heilkunde und Personenhygiene, durch Reform einer Verteilung des Volkseinkommens, durch die „Wehrsteuer“, Beeinflussung der Gattenwahl, Verhütung der Keimvergiftungen und so weiter werden einer eingehenden Kritik unterzogen. Mit Recht wird besonderer Nachdruck auf die Erziehung zur rassenhygienischen Moral, d. h. auf die Entwicklung sozialer Anlagen im weitesten Sinne gelegt.

Von besonderem Gegenwartsinteresse sind das Schlußkapitel „Staatenvereinigung in rassenhygienischem Interesse“ und die Ausführungen über „die Auslesewirkungen der Kriege“ im 1. Hauptteil.

Ich muß mich mit diesen kurzen Hinweisen begnügen. Nur ein Punkt, in welchem ich von dem Verfasser etwas abweiche, sei hier noch kurz berührt. Schallmayer wirft die Frage auf: „Ist das ‚nordische Blut‘ zu bevorzugen?“ Sie wird von ihm entschieden verneint. Es ist ihm durchaus beizupflichten, daß die Gobineausche Theorie von der gewaltigen Überlegenheit der nordischen Rasse auf schwachen Füßen steht, daß von Reinrassigkeit bei uns keine Rede sein kann und daß dieselbe sogar nicht einmal erwünscht ist. Er hat auch darin recht, daß die Entfaltung des Rassehasses in Deutschland, namentlich zwischen nordischer und alpiner Rasse, tief beklagenswert wäre. Er nimmt aber einige „Germanenschwärmer“ offenbar viel zu ernst. Auch entspricht seine Fragestellung nicht den bei uns in Nordostdeutschland herrschenden Verhältnissen. Es ist dies begreiflich, da er einem süddeutschen Geschlecht entstammt und den allergrößten Teil seines Lebens in Süddeutschland zugebracht hat. Bei uns handelt es sich nicht um die Frage „Ist das nordische Blut zu bevorzugen?“, sondern um diejenige: „Verdienen die im Volke enthaltenen, im Rückgange begriffenen und durch Zustrom fremder Rassen-elemente von Osten ständig bedrohten spezifisch nordischen Erbeinheiten geschützt zu werden?“ Eine Frage, die meines Erachtens zweifellos bejaht werden muß. Daß einer Bevorzugung staatlicherseits schwere Bedenken entgegenstehen, gebe ich zu. Von Staats wegen kann zum Schutze des nordischen Elementes nichts anderes als eine Erschwerung der Einbürgerung zuwandernder Rassefremdlinge, zu denen außer Semiten auch die, einige nordische Erbeinheiten in sich tragenden Slawen zu rechnen sind, geschehen. Wenn Schallmayer meint, die Franzosen seien politisch zu geschult, um durch Aufwerfung der Rassenfrage Zwietracht unter sich zu säen, so ist zu bedenken, daß die diesbezüglichen Verhältnisse in Frankreich ganz anders liegen als in Nordostdeutschland, welches die westwärts gerichtete semitisch-slawische Flut aufzufangen hat. Die geographischen Verhältnisse sind auch der Grund dafür, daß in England die Judenfrage nicht entfernt die Rolle spielt wie bei uns. Ich befinde mich darin in Überein-

stimmung mit Fritz Lenz, daß die Rassenfrage letzten Endes keine Wert-, sondern eine Gefühlsfrage ist. Aus diesem Grunde kann sie kein Bestandteil der Politik eines verschiedenrassigen Volkes sein. Aber, wie ich meine Familie, im weiteren Sinne, auch wenn sie weniger wertvoll ist als manche andere, bevorzuge, wie ich meine Heimat, auch wenn sie an natürlichen und kulturellen Reizen anderen Landschaften nachsteht, besonders liebe, so steht mir auch meine Rasse näher, als jede andere, wenn ich diese noch so hoch einschätze. Dem widerspricht auch nicht die Tatsache, daß keiner von uns reinrassig ist. Es ist das Gefühl der Zugehörigkeit, was hier entscheidet. Dieses Gefühl kann bis zu einem körperlichen Widerwillen gegen einzelne, sogar kulturell sehr hochstehende Rassen gehen. So töricht und gefährlich das Gebaren einzelner Rassenfanatiker ist, so berechtigt erscheint mir bei uns die sich in den Formen des Anstandes und der Würde bewegende Pflege des Rassegefühles innerhalb der sich rasch verwandt fühlenden Volksgruppen zu sein.

Soll ich ein Gesamturteil über die neue Auflage des Schallmayerschen Buches abgeben, so lautet es: Der Verfasser selber nennt die Auflage eine „durchwegs umgearbeitete und veränderte“. Mit dem gleichen Recht, und mit weit größerem Recht, als es landläufig geschieht, hätte er sie eine „verbesserte“ nennen können. Die hingebende wiederholte Durcharbeitung des stark gewachsenen Stoffes hat zu einer noch besseren Gliederung und einer erfreulichen Geschlossenheit des Ganzen geführt. Große Sorgfalt ist der Darstellung gewidmet. Das Buch liest sich ausgezeichnet; angesichts des spröden Stoffes keine kleine Leistung. Einen Wunsch hätte ich für eine spätere Auflage. Die vorliegende zeichnet sich zwar im Vergleich zu den vorangegangenen durch ein stark vermehrtes Sachregister aus; daßselbe genügt aber immer noch nicht. Denn die Bedeutung des Buches geht weit über diejenige eines „Grundrisses“ hinaus. Durch die Fülle des darin aufgespeicherten und kritisch verarbeiteten Materials ist es zu einem äußerst wertvollen Nachschlagewerk geworden. Ein solches verlangt aber ein noch eingehenderes Sachregister. Ich stehe nicht an, das Schallmayersche Werk in Hinsicht auf Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Schärfe des Denkens als vorbildlich zu bezeichnen. Es liefert den schlagenden Beweis, daß die Behauptung des Verfassers, die Biologie sei hervorragend zur Übung des logischen Denkens geeignet, zu Recht besteht.

Dr. med. Agnes Baum

Storm-Briefe. Theodor Storm, Briefe an seine Braut. Band 9 der Gesamtausgabe von Th. Storms Werken. 1915. Briefe an seine Frau. Band 10 der Gesamtausgabe. 1915. Briefe an seine Kinder. Band 11 der Gesamtausgabe. 1917. Briefe an seine Freunde Hartmuth Brintmann und Wilhelm Petersen. 1917. Alle herausgegeben von Gertrud Storm. Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm. Herausgegeben und erläutert von Georg F. Plotke, 2 Bände 1854—88. Mit 8 Abbildungen. F. F. Lehmanns Verlag in München. 1917 und 1918.

„Es ist jede echte Kunst Kunst der Persönlichkeit. Mit dem Unterschiede freilich, ob innere Regung oder äußere Anregung den letzten Antrieb gegeben hat.“ Jrgendwo in einer Studie stand das Wort vor kurzem. Keine neue tiefe Weisheit, aber unwillkürlich drängt sich seine Wahrheit bei der Vertiefung in jeden neuen Briefband Theodor Storms auf. Storms Kunst ist Kunst der Persönlichkeit, die auf innerer Regung und äußerer Anregung beruht — das weiß der sehende Leser längst. Reizvoll jedoch ist es, bei neuer Lektüre Stormscher Lebensäußerungen immer wieder den tiefen Zusammenhang zwischen Storms Innenleben und seiner Ausmünzung im Worte zu erfahren. Und es bleibt dabei für jeden Stormverehrer ein tiefes Erlebnis, mit dem Menschen den Künstler mit allen Menschlichkeiten höher schätzen, tiefer lieben zu lernen. Gewiß sind so intime Briefe, wie die an Braut, Frau und Kinder, zu einer Zeit und unter Umständen geschrieben, denen der Gedanke an die Öffentlichkeit fernlag, in erster Linie Privatmitteilungen eines liebenden Mannes, eines sorgenden Vaters, aber wie stille verschwiegene Garten-

winkel sind sie allzeit durchzogen von duftenden Blüten, in denen es wie im Märchenwalde singt und klingt — nicht nur, daß reale Tatsachen ihre Farbe vom Künstler erhalten, sondern daß ebenso zwischen ihnen Werkstattarbeit aus der Dichterschmiede greifbar wird. Storm war eine mitteiltsame Natur. Seine Lieben mußten an allem teilnehmen, was ihn bewegte. Er war so innig mit ihnen verwachsen, daß er eins seiner Kinder sein „literarisches Gewissen“ nannte. Das Wort vom „passionierten Vater“ war keine Phrase, sondern Erlebnis. Einerseits die Mitteilungen an die beiden Freunde Brinkmann und Petersen, andererseits sein Briefwechsel mit Paul Heyse ergänzen das Bild vom Dichter nach der Seite des öffentlichen Lebens. Geradezu überraschend sind oft die Schlaglichter, die des Dichters Stellungnahme zu Menschen und Welt der Gegenwart in ihnen auf seinen Charakter wirft. Da ist Storm ganz der aufrechte starke Mann, den die Welt so manchmal hinter dem weichen verträumten Poeten nicht hat sehen wollen und der er doch immer in seinem ganzen Lebenswerke gewesen ist.

Die beiden Briefbände an seine über alles geliebte Frau Konstanze umfassen die Jahre von 1844—1846 und von 1852—1864, die Briefe an seine Kinder die Zeit nach dem Tode der Mutter bis 1888, die an die Freunde Brinkmann und Petersen den Zeitraum von 1850—1887. Mit Paul Heyse hat er von 1854 bis zu seinem Tode im Briefwechsel gestanden. Die weite Spanne dieser Jahre schließt neben frohen Tagen schwere Lebenslagen für den Menschen und Künstler in sich. Wir kennen vieles davon bereits aus den gemütsinnigen Darstellungen seiner Tochter Gertrud und seiner Freunde und Biographen. Aber wir leben und lieben, sorgen und schaffen, streiten und freuen uns herzlicher mit dem Dichter, wenn wir mit seinen eigenen Augen und Ohren sehen und hören. Viel Menschliches steckt zwischen den Zeilen, auch Hart-alltägliches, das den Dichter scharf gepackt hat. Doch niemand, der das Leben wie Storm liebt, kann sich dem Zauber entziehen, der in seinem Bekenntnis liegt: „O das Leben ist sehr nüchtern, wenn man selbst nicht das bixhen Poésie hätte, womit man's ansieht, das ist wie ein farbiges Brillenglas.“

Es bleibt zweifelhaft, ob die einzelne Natur der Persönlichkeit Storms von der Dichtung oder vom Briefe aus nahekommt, so viel ist bei Storm aber gewiß, daß zu seiner vollen Würdigung, zum Genießen sowohl wie zum Durchdringen seines Lebenswerkes beides gehört: Brief und Dichtung. Darum bedeutet es ein Verdienst der Herausgeber und der Verleger, die Briefe dem deutschen Volk mitgeteilt zu haben. Damit hat das Werk des Heidesängers eine überaus wertvolle Ergänzung erfahren. „Und winnert auch einmal das Herz, stoß an und laß es klingen — wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen.“ So sang Storm einst im Herbst. Mannhaft und aufrecht hat er sich durch schwere Stunden durchgerungen. Darum weiß er uns und unserm gesamten Volke heute so viel zu sagen.

Waldemar Mühlner

Max Scheler, Die Ursachen des Deutschenhasses. Eine nationalpädagogische Erörterung. 1. Aufl. R. Wolff, Leipzig. 192 S. 2. Aufl. Neue Geist-Verlag ebenda. 158 S. Geh. 3,60 M.

Der durch wertvolle Bücher der Kriegszeit rühmlich bekannte Verfasser behauptet: es ist zunächst unabhängig von dem deutschen Problem als Komplementärserscheinung unseres technischen Zeitalters, mit seinem Geiste ungehemmter freier Konkurrenz, seiner Gewinnsucht, Genußsucht und tiefgehenden Verwilderung der moralischen Lebensformen überhaupt, des Neides und Hasses zwischen Unter- und Oberschichten desselben Volkes und zwischen den einzelnen Völkern eine Affektmenge, ein Haßkapital in der ganzen europäischen Seele aufgespeichert. Dieses univervelle Haßkapital gewann aber einen gewissen Richtungs- und Neigungswinkel auf die Mittelmächte, wodurch der dispositionelle Hintergrund für die besondere Form des Deutschenhasses geschaffen wurde. Scheler glaubt die Möglichkeit dieser Einstellung mit einer verschiedenen Druckverteilung begründen zu können, insofern nämlich die erwähnten generellen Faktoren der europäischen Geistesgeschichte innerhalb der Sphäre der Mittelmächte weniger stark und weniger

einfrörmig, dergleichen weniger früh tätig gewesen seien. Was sind nun für Scheler die unmittelbaren Ursachen des Deutschenhasses? Eine Reihe von ihnen beruhen auf sozusagen notwendigen Mißverständnissen unseres Wesens; das ist der Fall beim Militarismus und der Freiheitsidee. Augenblicklich droht diesen Gedanken ja im eigenen Volke das gleiche Mißverständnis wie im Auslande, aber der Tag wird kommen, wo man die Wahrheit der Scheler'schen Unterscheidung zwischen Gesinnungs- und Zweckmilitarismus bei uns wieder besser begreifen wird. Abwendbare Mißverständnisse sind die falsche Beurteilung des Auslandsdeutschen, das unselige nationale Flagellantentum vor, in und nach dem Kriege, endlich die schädlichen Wirkungen des alldeutschen Schrifttums. Der tragende Orgelpunkt im Stimmengewirr der Leidenschaften, das von überall her an unser Ohr brandet, ist etwas anderes! Der Deutsche hat die Welt aus ihrem Paradiese vertrieben, er, der Arbeitsmensch, hat dem bequemen Lebensstil der Nachbarvölker, mochte es sich nun um russische Kontemplation, englischen Komfort oder französisches Rentnertum handeln, ein Ende gemacht. Als travaillant trop, mit diesen drei Worten begründete vor dem Kriege ein Franzose den universalen Haß gegen Deutschland. Das geht auf eine alte deutsche Eigenschaft, die laboriositas, wie sie Leibniz nennt, jene Fähigkeit und Neigung zur Arbeit um der Arbeit willen, einen seelischen Antrieb, der aus letzten Gründen unseres Seins quillt, zu der ihm eigentümlichen moralischen Kategorie des unendlichen Strebens gehört und dem Auslande unverständlich, unheimlich erscheint. Neben dem seelischen Motor ist es das Tempo unserer Arbeit, das Beunruhigung erweckte. Denn es war ungesund, ließ nicht die nötigen Pausen der Sammlung, Kontemplation, des Lebensgenusses im höheren Sinne. Man versteckte die Unfähigkeit, „die Pausen zwischen der Arbeit sinnvoll auszufüllen hinter einer vermeintlichen Pflicht, weiterzuarbeiten.“ Aber auch jene Aktionsform: Unendlichkeit des Strebens konnte zu schweren Fehlern führen. Ihr „Gehalt, im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts einseitig theoretisch-geistiger Natur, materialisierte sich fast mit einem Schlage, mit derselben Maßlosigkeit und elastischen Verlorenheit in die Sache schien dieses Volk jetzt aufzugehen in der Arbeit an seinen politischen, militärischen und ökonomischen Daseinsgrundlagen“. Hier drohte der kategorische Imperativ des immer strebend Sichbemühens auf eine schiefe Bahn zu geraten. Denn „der Märtyrer seines ökonomischen Arbeitsimpulses ist nicht erhaben, er ist komisch“. Er ist auch verdächtig und gefährlich, hier führt der Weg zu jenem radikalen Mißverständnis des Auslandes von unserem angeblichen Weltobererium! — Scheler's Gedanken über die Hauptursache des Deutschenhasses finden heute wohl Zweifel und Ungläubigkeit. Wir dürfen uns aber angesichts der so gänzlich verwandelten Gegenwart über ihre Berechtigung in der Vergangenheit und auch wieder nach Überwindung dieser ungeheuren postmorbiden Ermattung nicht täuschen. So gilt denn auch im Deutschland des 9. November seine nationalpädagogische Ermahnung: Nicht wiederhassen, und erst recht nicht sich von dem Hasse einer Welt — in selbstbefleckender Weise — anstecken lassen, wie es leider vielfach üblich ist, auch nicht aufklären um jeden Preis, sondern „Selbstbeherrschung unserer eigenen Haßaffekte, unbedingte Festhaltung des unerschöpflichen positiv deutschen Wesens, ja das feste, glückliche, stolze, aber nicht hochmütige Gläubigsein an die Unendlichkeit und Höhe dieses deutschen Wesens, aber nüchtern kühle Selbstkritik aller deutschen Erscheinungsformen in den letzten Friedensjahren auf allen Gebieten“.

Dr. H. O. Meisner

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a.
 Fernsprecher des Herausgebers: Amt Nichtersfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bügow 510.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.